

<b>Zeitschrift:</b>	Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires
<b>Herausgeber:</b>	Empirische Kulturwissenschaft Schweiz
<b>Band:</b>	104 (2008)
<b>Heft:</b>	1: Thematischer Schwerpunkt : Ratgeberliteratur
<b>Artikel:</b>	Zum Mythos sozialer Homogenität der "little community" : das Beispiel einer kleinen Berggemeinde im Wallis : Ferden im Lötschental
<b>Autor:</b>	Freund, Henning
<b>DOI:</b>	<a href="https://doi.org/10.5169/seals-118248">https://doi.org/10.5169/seals-118248</a>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Zum Mythos sozialer Homogenität der «little community»

**Das Beispiel einer kleinen Berggemeinde im Wallis: Ferden im Lötschental**

Henning Freund

### *Abstract*

Die einflussreiche Untersuchung von Arnold Niederer «Gemeinwerk im Wallis» (1956) wird zum Anlass genommen, den vielfach tradierten Mythen von der sozialen Homogenität inneralpiner Gemeinwesen forschungskritisch aufzuarbeiten. Am Beispiel der kleinen Berggemeinde Ferden im Lötschental lassen sich sowohl in der mündlichen Überlieferung als auch im historischen Quellenmaterial deutliche Hinweise auf ökonomische Unterschiede und soziale Hierarchien aus der Zeit der autarkiebetonten Landwirtschaft vor 1950 finden. Bis in die Mentalitäten der Gegenwart jedoch reichen die Auswirkungen historischer Stratigraphien und deren Auflösung durch den tiefgreifenden soziokulturellen Wandel im Wallis der letzten 50 Jahre. Diskutiert werden die Gründe für die Herausbildung des «idyllisierten alpinen Sozialismus» in der Wechselwirkung zwischen externer Bespiegelung, Identitätskonstruktion der Einheimischen und visueller Eindrucksbildung. Die Volkskunde der Alpen hat ebenfalls ihr Scherlein dazu beigesteuert, wobei ein moralischer Impetus und politische Nützlichkeiten keine geringe Rolle spielten. Die Imagination einer idealen «little community» hat aber auch in der Gemeindeforschung ausserhalb des Alpenbogens eine lange Tradition.

Vor 52 Jahren wurde die Dissertation von Arnold Niederer (1914–1998), dessen Gedenken auch die SGV-Jahresversammlung 2007 gewidmet war, unter dem Titel «Gemeinwerk im Wallis. Bäuerliche Gemeinschaftsarbeit in Vergangenheit und Gegenwart» veröffentlicht.<sup>1</sup> Sie beschäftigt sich in bahnbrechender Weise mit kooperativen Arbeitsformen in den bergdörflichen Agrargemeinschaften des Kantons Wallis. Arnold Niederer meinte damit Gemeinschaftsarbeiten, die von einer Gruppe zugunsten einer einzelnen Person oder einer Körperschaft ganz oder teilweise unentgeltlich geleistet werden. Er beschrieb dazu nicht nur sehr viele Beispiele hauptsächlich aus den Walliser Seitentälern, sondern deutete auch die vielfach verwobenen Sinn- und Funktionsebenen dieser brauchmässig ausgestalteten Gemeinschaftsarbeiten in einem Gesamtbild der Bergbauernkultur. Auch war er einer der ersten, der die Auflösungsprozesse derartig traditioneller Arbeitsorganisationen durch den Einbruch moderner Wirtschaftsformen aus dem Industrie- und Dienstleistungssektor in die oftmals archaisch gedachten Walliser Lebenswelten analysierte.

Arnold Niederer wusste, welche Reaktionen diese Akzentuierung des solidarischen und kooperativen Elementes in der bergdörflichen Gemeinschaft nach sich ziehen würde: «Man wird uns mit Recht vorwerfen, dass wir die traditionelle Wirtschafts- und Lebensweise allzu sehr idealisiert haben, dass wir nüchterne Wirklichkeit verklärt haben. Wir geben zu, dass wir hier einen Querschnitt durch die Walliser Dorfgemeinschaft zu ihren besten Zeiten vor Augen hatten... Auch darf man nie vergessen, dass die Dorfgemeinschaft soziale Unterschiede nicht ausschliesst. Die Augenblicke vollkommener Gleichheit waren auch hier selten. Den-

noch schien uns die Aufstellung eines solchen Idealtypus aus methodischen Gründen angebracht, weil wir bei der Betrachtung der Entwicklung im einzelnen stets die Annäherung oder Entfernung in Bezug auf den so sehr den psychischen und materiellen Grundbedürfnissen entgegenkommenden Idealtypus von Arbeit und Gemeinschaft verfolgen können.»<sup>2</sup>

Der weitere Kontext belegt, dass diese methodische Einseitigkeit vor allem auch weltanschauliche und moralisch-erzieherische Gründe hatte, denn Arnold Niederer erhoffte sich von einer solchen Volkskunde Impulse zur Veränderung verdinglichter Arbeitsstrukturen der Moderne und einer Humanisierung sich zunehmend entsolidarisierender Gesellschaftsentwicklungen.<sup>3</sup>

In den Jahren 2003/2004 wohnte und arbeitete ich als Gast der Arnold Niederer-Stiftung zwölf Monate lang als Feldforscher im ehemaligen Wohnhaus von Arnold Niederer. Dieses Haus in Blockbaukonstruktion aus dem 16. Jahrhundert befindet sich im Dorf Ferden, einer ehemaligen Bergbauerngemeinde im Walliser Lötschental, welche Arnold Niederer über viele Jahrzehnte hinweg als temporärer Bewohner, als Wissenschaftler und zuletzt auch als Ehrenburger aufs Intimste kannte. Anlass zu meinem Aufenthalt war ein Forschungsprojekt zur alpinen Sachkultur, genauer gesagt zur Bedeutung und Zukunftsperspektive von Hunderten von ehemaligen landwirtschaftlichen Nutzgebäuden als Indikatoren kultureller Veränderungsprozesse im Alpenraum. Konzentriert habe ich mich dabei in Form einer mikroanalytischen Gemeindestudie auf die Verhältnisse in der Gemeinde Ferden mit seinen knapp 300 Einwohnern. Landwirtschaftliche Nutzgebäude werden in den Fachkreisen der Hausforscher auch als *Ökonomiegebäude* bezeichnet, ein etwas technisch klingender Begriff. Dennoch gelangte ich durch die Betrachtung gerade der *ökonomischen* Strukturen zu einer Dimension der historisch-gesellschaftlichen Verhältnisse im Lötschental, die mich wirklich überraschte, hatte ich doch in meinem ausführlichen Literaturstudium nahezu keine Hinweise auf größere ökonomische Differenzen aus den Zeiten der sogenannten autarkiebetonten Berglandwirtschaft vor 1950 aufgenommen. Es handelt sich bei dieser «Entdeckung» um die Wahrnehmung ganz unterschiedlicher Hinweise für die Existenz bedeutender sozioökonomischer Unterschiede in Ferden und im Lötschental. Dies wird mich für die folgenden Ausführungen dazu verleiten, bei allem Respekt und aller Hochachtung für die Dissertation von Arnold Niederer eine entgegengesetzte methodische Einseitigkeit und eine Entidealisierung der bergbäuerlichen Solidaritätsstrukturen gerade für den Ort Ferden zu wagen. Dabei werden Begriffe wie «Grossgrundbesitzer», «Herren-Knechtsverhältnisse», «Zinsen», «Lehnsherren» und «Diebstahl» eine Rolle spielen. Ich verfolge damit sicherlich keine wissenschaftlich-destruktive Motive, sondern möchte überprüfen, ob diese betont komplementäre Sichtweise der Arbeits- und Besitzverhältnisse in einer Walliser Berggemeinde einen ganz eigenen wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn in sich birgt. Gleichermassen möchte ich darauf hinweisen, dass Arnold Niederer sozioökonomische Unterschiede durchaus wahrgenommen und vor der Verführung gewarnt hat, «... die Dorfgemeinschaft als eine von Nächstenliebe überfliessende Welt auf-

zufassen und auch nicht als eine Welt der Gleichheit, waren doch unterschiedliche Besitzverhältnisse und die sich darauf gründenden Machtstrukturen überall offenbar».⁴ Bevor ich mit dem von mir erhobenen Datenmaterial eine genauere Darstellung und Ausführung solcher Besitzunterschiede und Machthierarchien vornehme, soll jedoch zunächst ein komprimierter Überblick über drei wichtige fachgeschichtliche Erhebungszeiträume der Erforschung des Lötschentals und die ihnen zugrunde liegenden Sozialmodelle erfolgen:

- a. Deskriptive Talmonographien der älteren Volkskunde
- b. Sozialanthropologische Untersuchungen der 1970er-Jahre
- c. Konstruktivistisch-komparative Studien der Gegenwart

In den deskriptiven Talmonographien der älteren Volkskunde, insbesondere bei Friedrich Gottlieb Stebler (1842–1935) und Hedwig Anneler (1888–1969), wurde mit dem zeittypischen «ethnographischen» Blick der Elitekultur bürgerlicher Gesellschaften um die Jahrhundertwende die Gegenwelt des alpinen Lötschentals betrachtet.<sup>5</sup> Dabei wurde eine alpine Kultur suggeriert, bei der alle Bergbauern derselben landwirtschaftlichen Arbeit mit demselben Aufwand und derselben Mühe nachgingen. Zusätzlich erzeugten die ausführlichen Darstellungen der genossenschaftlichen Arbeitsorganisationen wie das Gemeindewerk, das Alpenwerk und das Holztragen (allesamt Formen des Gemeinwerkes im Sinne Arnold Niederers) nahezu sozialistisch anmutende Gesellschaftsbilder (vgl. Abb.1.).



Abb. 1: Holztragen auf die Lauchernalp, 1936. Foto: A. Nyfeler, Mediathek Wallis, Martigny

Diese sozioökonomische Homogenisierung hatte sicherlich ihren Ursprung in den frühen dichotomen Kulturmodellen der Volkskunde, welche nicht sonderlich zu einer Sichtbarmachung der innerdörflichen Stratigraphien des sozialen Oben und Unten beitrugen. Diese Verschleierung fand vor allem deshalb statt, weil das kulturelle Oben und Unten in statischer Weise bereits anderweitig, nämlich zwischen der Welt der Forscher und der Lebenswelt der Beforschten, lokalisiert war.<sup>6</sup>

Die sozialanthropologischen Untersuchungen der 1970er-Jahre analysierten unter dem Einfluss der amerikanischen Kulturanthropologie und mit neuen sozialwissenschaftlichen Methoden den tiefgreifenden Wandel, den das Lötschental seit dem 2. Weltkrieg erlebt hatte.<sup>7</sup> Der grosse Unterschied zwischen einer nahezu bar-geldlosen agrarischen Gesellschaft und dem Einbruch der Moderne mit ihren Konsumgütern (neue Verdienstmöglichkeiten und Mobilitätsformen des Arbeiterbauerniums), lenkte den Blick ab von potentiellen besitzmässigen Unterschieden zwischen den Bewohnern des Lötschentals. Im Gefolge der von Richard Weiss festgestellten Strukturkrise im Berggebiet standen Innovationshemmnisse, Wertewandel und sozioökonomische Retardierungsphänomene im Mittelpunkt des Interesses.<sup>8</sup> Dabei wurde erneut eine fachwissenschaftliche Dichotomisierung wirksam, die sich insbesondere mit dem städtischen und ländlichen Raum als idealtypische soziale Entitäten auseinandersetzte. Das dabei festgestellte Gefälle bildete Gemeinde im Berggebiet eher als in sich homogene Problemfälle ab und überging differenzierte Betrachtungen der Dorfgesellschaften.

Erst in neuester Zeit tauchten in den volkskundlichen Monographien über das Lötschental dezente Hinweise auf eine veränderte Wahrnehmung der Sozialstrukturen aus der Ära der agropastoralen Autarkiewirtschaft auf. Dies mag zum einen an den verwendeten sozial-konstruktivistischen Ansätzen liegen, welche zentrale kulturelle Kategorien im Lötschental wie die lokale Identität und die individuelle Vergangenheitskonstruktion untersuchen. Zum anderen schärfe die Gegenüberstellung mit jeweils einem anderen Alpental (Val d'Hérens, Durnholzertal) den Blick auf das soziale Profil der Bergbauernkultur, da hier Dorfgesellschaft mit Dorfgesellschaft verglichen wurde und überdies die Autoren partielle Insider mit familiären Wurzeln im Lötschental waren. Werner Bellwald ist wohl der erste gewesen, der «die soziale Gleichheit» als eines der wesentlichen Klischees über das Lötschental bezeichnete. Er exemplifizierte diesen Blick von aussen an zwei Elementen des bäuerlichen Besitzstandes in diesem Erbrealteilungsgebiet: «Dass sich die Grenzen der Felder, auf denen die gleich gekleideten und gleich arbeitenden Bergbauern als Volkstypen werkten, in ihrer Erstreckung wesentlich unterschieden und dass dieser Speicher das Korn eines einzigen Bauern aufnahm, der benachbarte jedoch in Anteilhaber von 1/16, 1/32 und gar 1/64 aufgeteilt war, das konnte man den pittoresken Szenen beim besten Willen nicht ansehen.»<sup>9</sup>

Josef Siegen lässt Einheimische in Interviewpassagen zu Wort kommen, welche von einigen «Aristokraten» und Ausnutzung der Ärmeren im Tal berichten, kommentiert diese Informationen aber nicht sozialkritisch.<sup>10</sup> Dennoch ist diese beginnende Thematisierung durch die Einheimischen selbst bemerkenswert, da diese In-

formationen keinesfalls dem Idealbild entsprachen, welches bislang von aussen auf das soziale Gefüge im Lötschental projiziert wurde.

Soweit der kleine forschungsgeschichtliche Überblick über bisherige Schwerpunkte der «Lötschentalforschung» und der dabei verwendeten Gesellschaftsmodelle von Schichtzugehörigkeit und sozialer (In-)Homogenität. Im Folgenden möchte ich das von mir erhobene Quellenmaterial zur Frage der soziökonomischen Dorfgesellschaftsstruktur aus der Zeit vor 1950 in der von mir beforschten Gemeinde Ferden im Lötschental präsentieren. Um den Argumentationsgang möglichst umfassend zu belegen, werde ich sowohl empirische als auch historische, objektive und auch subjektive Datenquellen in die Analyse einbeziehen:

### **Interviewmaterial und mündliche Überlieferung**

Im Rahmen des oben skizzierten Forschungsprojektes wurden in der zweiten Hälfte meines Feldforschungsjahres 2003/2004 über 30 qualitative Interviews mit Einwohnern der Gemeinde Ferden über Bedeutungen und Kontextualität der landwirtschaftlichen Nutzgebäude geführt. Dabei bemühte ich mich, Repräsentanten der verschiedenen grossen und kleinen Burgerfamilienclans von Ferden, als auch der Nicht-Burger für die Interviews zu gewinnen. Es wurden Personen aus allen Altersdekaden zwischen 18 und 88 Jahren beiderlei Geschlechts befragt. So wurde gewährleistet, dass Menschen mit unterschiedlichen historischen und sozioökonomischen Erfahrungshintergründen im Lötschental erfasst wurden: weitgehende landwirtschaftliche Selbstversorgungsära bis 1950, ökonomische Umbruchzeit 1950 bis 1970 mit Kombinationserwerb aus Industriearbeit und Landwirtschaft (sogenannte Arbeiterbauern) und die vom Dienstleistungssektor geprägte Gegenwartskultur.

Sehr früh schon tauchte in den Interviews auch ohne direkte Befragungsintention das Thema von recht beträchtlichen sozioökonomischen Differenzen in der Gemeinde Ferden auf. Diese bezogen sich vor allem auf die Zeit der agrarischen Autarkiewirtschaft vor 1950, jedoch wurden vielfältige Auswirkungen dieser dörflichen Stratigraphien bis in die neueste Zeit deutlich.

In einem der ersten Interviews wurde von meinem Interviewpartner unter starker emotionaler Beteiligung ein Klassenkampfszenario gezeichnet, welches die Machtfrage zwischen sozialen Hierarchien im Dorf beschreibt:<sup>11</sup>

Die Besitztümer sind ja wirklich klein, welche die Leute haben. Es gibt Ausnahmen, es gibt zwei, drei, die haben weiss Gott wie viel, denen gehört das halbe Dorf. Und dann die Kleinen, die dann wirklich nur so Achtel und so haben, weil immer alles verkleinert wurde, die möchten sich dann auch bemerkbar machen und sagen: «Halt, hier habe ich auch was zu sagen, hier machen wir etwas nicht so, wie du willst.» Eben, die Leute haben ja sonst keine Macht, es gibt ja die grossen Familien, die haben eine Macht, und dann gibt's die kleinen Familien, die haben dann irgendwie durch eine Heirat, durch eine Verschreibung, irgendwie haben die dann auch einen Anteil an dem grossen Kuchen, und an dem halten sie sich dann fest ... Ja, in den 70er-Jahren, Ende 60er/70er, da haben die Grossgrundbesitzer noch gelebt, hier in Ferden, und die hatten ja früher, die hatten ja wirklich so

etwas wie Knechte hier. Und da waren die armen Familien, die waren eher die Knechte, die haben dann die Felder bebaut, also geheut und gemäht. Für einen Drecklohn, oder für eine Burdi Heu<sup>12</sup> sind die den ganzen Tag mähen gegangen.

Solche Informationen müssen zunächst mit Vorsicht auf ihren Quellenwert untersucht und relativiert werden: An der Person des Informanten, der sich selbst einer unterprivilegierten Familie mit vielen erlittenen Demütigungen zurechnet. Und an der Interviewsituation mit einem auswärtigen Forscher, in der man anders als dorfintern sprechen kann, mit Aussicht auf Interesse für die Darstellung sozialer Ungerechtigkeiten. Abgesehen von der Klassenkampfterminologie, wie «Grossgrundbesitzer», «die Kleinen» «Drecklohn» lassen sich dem Gesagten folgende Informationen entnehmen: Es gab bedeutsame Besitzunterschiede in Ferden, die familiär konzentriert waren. Die armen Familien haben als Tagelöhner auf den Gütern der reichen Familien gearbeitet und wurden dafür gering mit Bargeld oder Naturalien entlohnt. Diese sozioökonomischen Unterschiede veränderten sich mit dem gesellschaftlichen Wandel der 1960er-Jahre. Sie haben aber bis heute Auswirkungen auf das Denken und Handeln älterer Dorfbewohner, z.B. beim Verkauf von Gebäudeanteilen. Im weiteren Verlauf der Interviews bezog ich das Thema der sozialen Unterschiede im Dorf als weitere Befragungskategorie mit ein, um entsprechende Bedeutungszuweisungen der Einwohner zu erfassen.

Die Vermutung, dass es noch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Oberschicht von begüterten Familien und eine Anzahl von armen Familien gegeben habe, wurde von keinem der Befragten bezweifelt. Dennoch gab es bedeutsame Unterschiede in der Deutung des Verhaltens der reicherer Familien gegenüber den Armen. Einige Informanten betonten die karitative Haltung der Begüterten, die den Bedürftigen mit Naturalien ausgeholfen und so überhaupt deren Überleben gesichert hätten.<sup>13</sup> Hier wurde das Bild einer dörflichen Gemeinschaft gezeichnet, die in der Not zusammensteht und es nicht zum Äußersten kommen lässt. Dieses Bild der Notgemeinschaft findet sich auch allenthalben in der Literatur.<sup>14</sup> Andere wiesen darauf hin, dass die Armen zu ungerechten Bedingungen auf den Wiesen und Äckern der Reichen gearbeitet haben und dabei nur ein Minimum des Ertrages für sich selbst nach Hause nehmen konnten. Die folgende Aussage stammt nicht von einem Angehörigen einer sogenannten «unterprivilegierten Familie», sondern von dem grössten Grundbesitzer in Ferden:

Es ist ja mal gewesen, dass der Verpächter, der viel gehabt hatte, nicht alles bewirtschaften konnte, der hat einfach einen Teil fortgegeben. Der Pächter, der hat ein Viertel bekommen und drei Viertel haben immer noch dem Eigentümer gehört. Und da sage ich immer: Das ist nicht korrekt. (Wann?) Das ist schon früher gewesen, ich kann mich daran nicht mehr erinnern. Aber an ein Drittel kann ich mich noch erinnern. Wenn der, dem der Boden gehört, noch zwei Drittel nimmt und der, wo die Arbeit muss machen, nur ein Drittel bekommt, ist das schon nicht super.<sup>15</sup>

Einige wenige meiner Gesprächspartner vermuteten eine systematische Unterdrückung der Armen und eine Ausnutzung ihrer bedürftigen Lage. Familien, die nicht mehr in der Lage waren auf ihren durch Erbteilung immer kleiner gewordenen Flächen zu wirtschaften, blieb oft nichts anderes als die Auswanderung, ein für

das Wallis ubiquitäres Thema. Ihre geringen Besitztümer konnten dann wieder auf Versteigerungen von Leuten mit Geld erworben werden. Somit kam es zu einer einseitigen Dynamik der Bodenverteilung. Bei einer Informantin verdichtete sich diese Besitzdynamik in eine mündlich überlieferte Kurzerzählung, bei der Symbole der materiellen Grundversorgung den Besitzer wechselten:

Das war hier extrem in Feren und im Lötschental: Es waren reiche Leute und es waren ganz arme Leute ... So wie unsere Vorfahren gesagt haben, es wurde sogar gesagt, dass jemand, wo nicht mehr zu essen hatte, hat für ein Roggenbrot und einen Drilichrock das Stück Boden den Reichen geben müssen, das wissen noch viele Leute hier.

In den Interviews waren es durchweg die älteren Ferdner, die von bedeutsamen sozialen Unterschieden berichteten. Jüngere Personen in einem Alter unter 40 Jahren konnten zur Frage nach Besitzungleichheiten fast nichts sagen. Schon mit den ersten Möglichkeiten Bargeld zu verdienen, wie bei der Erschliessung der Anthrazitmine in Goltschried oder Arbeit bei der Lötschbergbahn im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts, begann dieses Ertrags-System sich ganz allmählich aufzulösen, das nahezu ausschliesslich auf den im eigenen Besitz befindlichen Heuwiesen und Ackerflächen beruhte. Die Grösse des Wieslandes bestimmte die Anzahl Vieh, das darauf geweidet bzw. mit dem Heuertrag im Winter gefüttert werden konnte. Ähnliches gilt für die Getreideanbauflächen und die zur Getreideverarbeitung notwendigen Stadelbauten. Die Viehzahlen und die Grösse bzw. Qualität der Agrarflächen sind ein direkter Anzeiger des Reichtums, da sich deren Naturalien direkt nutzen liessen. Die Ausdehnung der landwirtschaftlichen Flächen im Lötschental war durch die eng gesteckten natürlichen Grenzen nur minimal möglich. Bei steigendem demographischem Druck, wie er zwischen 1798 und 1950 in der Gemeinde Feren zu verzeichnen war, mussten die natürlichen Ressourcen der Landwirtschaft bis zum Anschlag ausgereizt werden (s. Tab. 1).

*Tab. 1: Wohnbevölkerung in Feren zwischen 1798 und 1950<sup>16</sup>*

Jahr	1798	1850	1860	1870	1880	1888	1900	1910	1920	1930	1941	1950
Einwohner	192	178	204	200	216	211	249	1214	260	282	352	349

In diesen Zeiten des Ernährungsnotstandes wurde nicht nur Wildheu, sondern es wurden auch Baumblätter an das Vieh verfüttert. Die Knappheit des zur Verfügung stehenden Landes und die Begrenztheit des Heus scheinen eine tief prägende Erfahrung für die Bewohner von Feren gewesen zu sein. Eine der ältesten Informantinnen berichtete, dass viele der Scheunen auf den Voralpen abgeschlossen gewesen seien, um Heudiebstahl zu verhindern:

Die Scheunen hat man viel geschlossen ... Dazumal ist immer noch viel Heunot gewesen, dass viele zu wenig Heu gehabt haben, und dann haben sie hier und da vielleicht schon geklaut. (Warum Heunot?) Zu viele Viecher, dann haben sie zu viele Viecher gehabt, dazumal gab es auch noch kein

Geld, vor meiner Zeit noch viel ärger ... Ja, ja, der Onkel hat da erzählt, die haben den sogenannten Reichen geklaut.

Daran schliesst sich eine Erzählung über einen Heudiebstahl aus einer Stallscheune an. In dieser Erzählung, die der Informantin von ihrem Onkel tradiert wurde, mischen sich die Motive von der Heunot und latent vorhandenen sozialen Spannungen mit der letztendlich karitativen Lösung des Konfliktes durch den begüterten Onkel. Ich stelle sie hier in anonymisierter Form dar.<sup>17</sup>

Der Onkel ging mit seinen Schafen auf ein entlegenes Berggut. Er meinte dort noch ungefähr für drei Wochen Heu für die Tiere zu haben, weil er es selbst geheut hatte. Als er die Scheune erreicht hatte, stand ein Gestell darunter und es war kaum noch eine Tagesration für die Schafe darinnen. Später sei ein anderer Mann aus Feren gekommen, der habe geweint und gesagt: «Du kannst mich erschlagen, aber ich habe gar kein Heu mehr gehabt, und ich hätte die eigenen Schafe verhungern lassen müssen.» Ausserdem habe er wegen des Drucks aus der eigenen Familie nicht mit den Tieren ins Tal absteigen dürfen. Da hatte der Onkel Erbarmen und erlaubte diesem, die Schafe noch an einer anderen Scheune auf einem nahen Gut zu füttern.

In der reichhaltigen Sagenwelt des Oberwallis gibt es einen Typus, der als Wiedergänger- oder Büssersage bezeichnet wird. Darin werden Vergehen gegenüber fremdem Eigentum auf übernatürliche Weise durch den Frevler gebüßt. Meist erscheint er nach dem Tod am Ort seines Unrechtes zur Wiedergutmachung. Josef Guntern weist auf die Härte der Strafen selbst bei kleinsten Vergehen gegenüber dem Eigentum hin. Er erklärt sie mit der Kargheit des früheren Lebens bei absoluter Notwendigkeit, die begrenzten Ressourcen gerecht zu nutzen.<sup>18</sup> Als Funktion dieser Sagen werden erzieherische und gemeinschaftsstabilisierende Wirkungen angegeben, sie «zeigen Verstöße gegen Normen und Tabuverletzungen, Geister und Dämonen sind häufig Ausdruck eines schlechten Gewissens. Immer erscheinen dabei die übernatürlichen Gestalten als Sanktionen der Norm und Berichtigung eines Fehlverhaltens.»<sup>19</sup> Bei der Durchsicht einer umfassenden Sammlung Oberwalliser Sagen fällt für das Lötschental ein Wiedergängertopos auf, der für kein anderes Oberwalliser Gebiet berichtet wird. Es handelt sich um die Abbüßung eines Heudiebstahls durch den Zwang, nach dem Tode in einer Stallscheune beschäftigt zu sein. In der Sammlung von Guntern taucht allein in fünf Sagen aus dem Lötschental dieses Motiv auf. Eine davon sei hier wiedergegeben, wobei die strukturelle Ähnlichkeit zur weiter oben aufgeführten Erzählung eines Heudiebstahls deutlich ins Auge fällt.

#### *Der Schällbättbozen<sup>20</sup>*

Am Schällbätt sah einst ein Hirte, der dort im Winter das Vieh verpflegte, im Hofe zwischen der Hütte und der Scheune einen Mann in altertümlicher Kleidung. Der Hirte wollte sich diesem Manne nähern; dieser aber floh in die Scheune hinein, wo er dann wartete und dem Hirten offenbarte, warum er hier sei. Er müsse hier leiden, sagte er, weil er einmal in dieser Scheune Heu gestohlen und es unterlassen habe, dasselbe zurückzuerstatten.

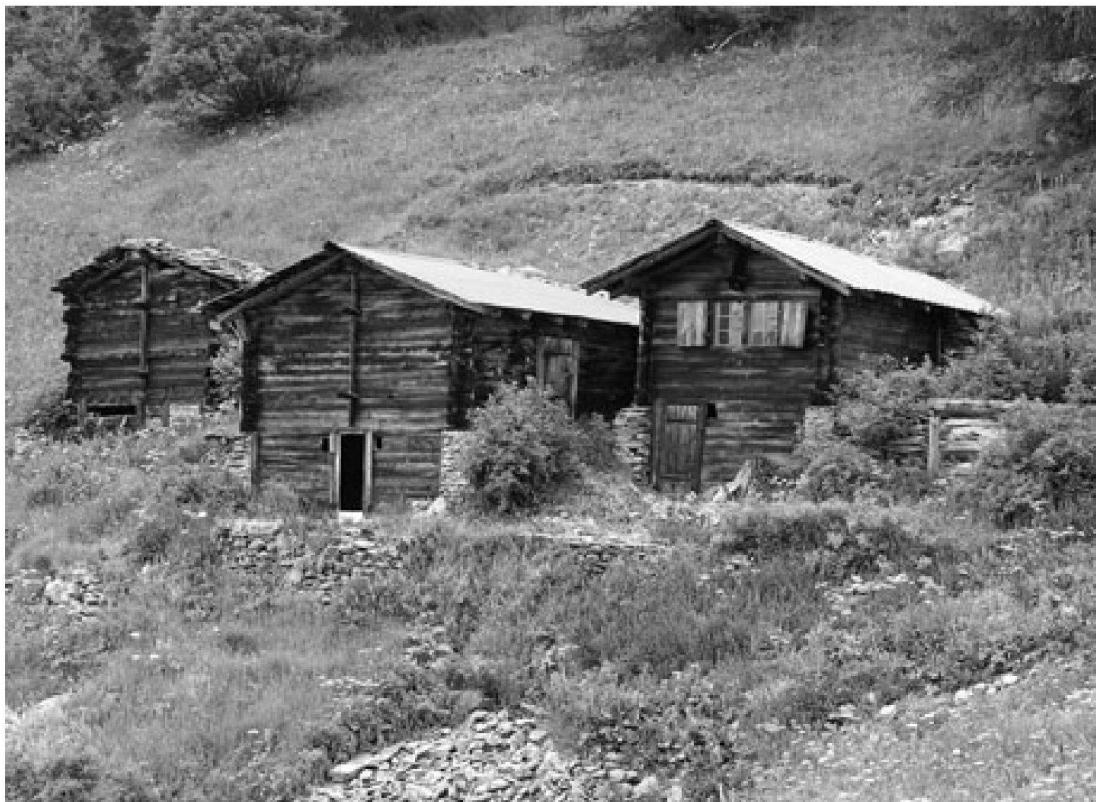


Abb. 2: Voralpe in der Nähe des Schällbätti mit zwei Stallscheunen (l) und Hütte (r)

Wenn sich die Büsser- und Wiedergängersagen als erzieherische und normsetzende Form der Volkserzählung interpretieren lassen, so dürfte es sich bei der Sanktionierung von Eigentumsdelikten um die Form von Eigentum handeln, die von besonderer Knappheit oder anderer Bedeutungserhöhung geprägt ist.<sup>21</sup> Meine These in diesem Zusammenhang ist, dass im Lötschental im historischen Kontext dieser Sagenentstehung und -weitergabe das Heu gemessen an der Bevölkerungsdichte ein sehr begrenzt verfügbarer Rohstoff war. Gerade die Stallscheunen in den sozial nur schwer zu kontrollierenden Aussensiedlungen enthielten einen Rohstoff, der entscheidend war für das winterliche Überleben des Viehs. Das direkte Nebeneinander von unterschiedlich grossen Stallscheunenanteilen reicher und ärmerer Einwohner des Tals weckte Begehrlichkeiten, denen durch Abschliessungsreaktionen oder die Verbreitung von Wiedergängersagen begegnet wurde.

### Archivquellen

Um die in den Interviews und Erzählungen/Sagen angedeuteten sozioökonomischen Unterschiede in Ferden zu untermauern, habe ich mich in den Archiven auf die Suche nach diesbezüglichem Quellenmaterial gemacht. Dabei ergaben sich im Wesentlichen zwei verschiedenen Quellentypen:

*Quellentyp I:* Im Gemeindearchiv von Ferden finden sich verschiedene amtliche Register, die auf offiziellen Erhebungen der landwirtschaftlichen Produktionszahlen des Kantons oder des Bundes basieren. Interessant sind dabei zunächst die

Register, die einen Vergleich der Landwirte innerhalb der Gemeinde Ferden ermöglichen. Dabei ist davon auszugehen, dass bis in die 1920er-Jahre nahezu die gesamte Bevölkerung in der Landwirtschaft tätig war.<sup>22</sup> Die eidgenössische Viehzählung von 1911 subsumiert für Ferden die Zahl von 38 Viehbesitzern. Zur polarisierenden Verdeutlichung habe ich in Abb. 3 die zehn Ferdner Landwirte mit dem grössten Viehbesitz denjenigen zehn mit dem kleinsten Viehbesitz gegenübergestellt:<sup>23</sup>

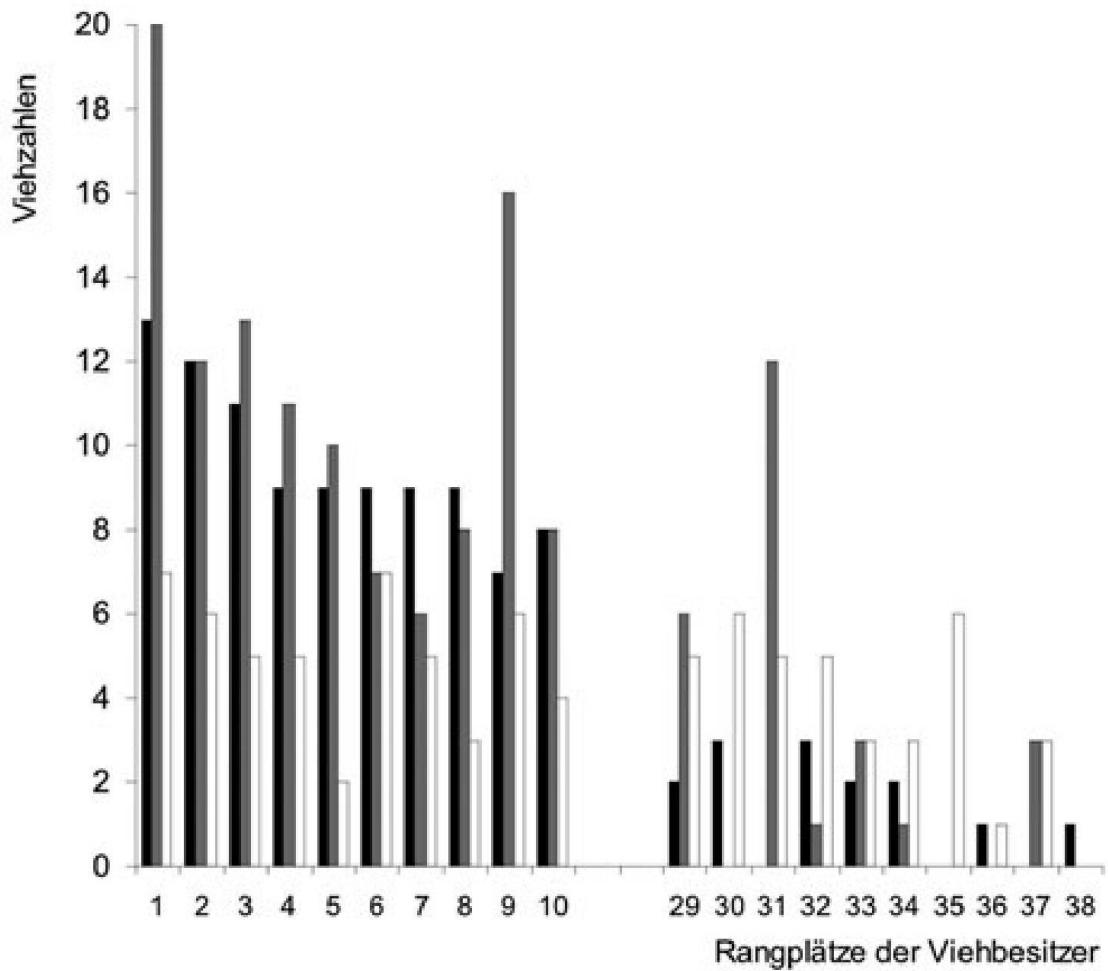


Abb. 3: Viehzahlen der zehn größten u. kleinsten Viehbesitzer, 1911

■ Rindvieh ■ Schafe □ Ziegen

Es zeigt sich eine relativ breite Oberschicht von 10 Viehbesitzern zwischen 13 und 9 Stück Grossvieh und zusätzlich zwischen 28 und 11 Stück Kleinvieh. Dagegen hebt sich die Schicht der 10 ärmsten Viehbesitzer mit 3 bis 0 Stück Grossvieh und 17 bis 1 Stück Kleinvieh ab. Diese Übersicht spricht für deutliche Differenzen in den viehwirtschaftlichen Besitzständen, die ja die zentrale Einkommensquelle der Lötschentaler waren. Analog dazu ist auch ein entsprechender Besitzstand an Grasland und Stallscheunen hinzuzudenken.

Diese bedeutsamen Viehzahlenunterschiede bestehen auch im deutlich früher angelegten Hornviehregister von 1849 bis 1869 der Gemeinde Ferden. Nicht nur die reinen Viehzahlen sind dort verzeichnet, sondern die Fluktuation des Hornviehbesitzes eines einzelnen Eigentümers über den genannten Zeitraum hinweg.<sup>24</sup> So kann man zum Beispiel für den Viehbesitzer Melchior Murmann erfahren, dass er in dieser Zeit 16 Stück Hornvieh ins Wallis und ins Berner Oberland verkaufte, und vier Tiere selbst schlachtete. Die reichen Viehbesitzer von Ferden dürften demnach einen nicht unbeträchtlichen Viehhandel betrieben haben, der über reine Autarkiewirtschaft deutlich hinausging.

Neben den Viehzahlen sind sicher auch die landwirtschaftlichen Betriebsgrössen gemessen an dem bewirtschafteten Kulturland von Interesse. Die Betriebszählung von 1929 gibt folgende Betriebsgrössen für Ferden an:

*Tab. 2: Verteilung der landwirtschaftlichen Betriebsgrössen in Ferden, 1929<sup>25</sup>*

Betriebsgrösse	bis 1 ha	1–5 ha	5–10 ha	über 10 ha
Anzahl der Betriebe	8	22	10	4

Diese Statistik des landwirtschaftlichen Grundbesitzes zeigt eine kleine Gruppe von Besitzern grösserer Güter (über 10 ha), eine sehr grosse Gruppe von Besitzern kleinerer landwirtschaftlicher Güter (1–5 ha) und eine Gruppe von 8 Betrieben, die zu den Minigütern (bis 1 ha) gezählt werden müssen. Auch diese Betrachtungsweise belegt die bedeutsamen Besitzunterschiede in der Gemeinde Ferden zur Erhebungszeit und ergänzt die 17 Jahre früher aufgenommene Viehstatistik.

*Quellentyp II:* Im Familienbesitz verschiedener Lötschentaler Familien befanden sich die persönlichen Aufzeichnungen von einzelnen begüterten Personen, die selbst des Schreibens mächtig waren, oder sich die Dienste eines Notars oder Schreibers leisten konnten. Zu finden sind darin persönliche Inventarisierungen des Grund-, Gebäude- und Rechtebesitzes auch zum Zwecke der Erbteilregistrierung, ähnlich wie man sie in amtlich erstellten Verlassenschaftsinventaren bereits umfangreich in der volkskundlichen und sozialgeschichtlichen Forschung ausgewertet hat.<sup>26</sup> Weiterhin sind umfangreiche geschäftliche Transaktionen aufgezeichnet: Der Kauf, Verkauf oder Tausch von Besitztümern wie Gebäudeteile, Vieh und Naturalien, aber auch der Verleih von Bargeld gegen einen festgelegten Zinssatz. Wie die Einträge verschiedener Personen zeigen, kam es durchaus vor, dass diese Bücher von verschiedenen Generationen einer familiären Dynastie genutzt wurden.<sup>27</sup>

Zunächst ein Beleg, wie umfangreich der Besitz einer einzelnen Person sein konnte, den sie aufgrund einer Erbteilung erhielt und dann mit in eine Ehe bringen konnte. Die einzelnen genannten Anteile an Gebäuden, Grundflächen und Bergrechten mit jeweiliger Mass- und Ortsangabe habe ich in Tab. 3 zu Gesamtzahlen aufaddiert, um somit dem Umfang des gesamten Besitzes deutlich zu machen:

Tab. 3: Erbteil Margaretha Kaiser im Jahr 1891

<b>Wiesland</b>	Ca. 560 «burdine land» <sup>28</sup> an ca. 53 Orten auf allen Gemeinden des Lötschentals allerdings mit der Entfernung abnehmender Konzentration
<b>Scheune/Stall</b>	in 26 Scheunen verschiedene Anteile, die zusammen ca. 13 ganze Scheunen ausmachen; in 24 Ställen Anteile
<b>Bergstübli</b>	Rechte in zwei Berghäusern
<b>Acker</b>	Ca. 1350 Klafter <sup>29</sup> in ca. 30 Stücken aufgeteilt
<b>Stadel</b>	in 9 Stadeln Anteile
<b>Speicher</b>	1½
<b>Wohnhaus</b>	in 3 Wohnhäusern Stockwerkeigentum geschätzt auf insgesamt 4500 Franken Wert
<b>Bauplatz</b>	Anteile an vier Bauplätzen innerhalb des Dorfes
<b>Alphütte</b>	in 2 Alphütten Anteile
<b>Bergrechte</b>	insgesamt ca. 18 Kuh Bergrechte auf allen zehn Alpen des Tales

In diesem Fall des Teilungsloses von Margaretha Kaiser dürfte der in den Interviews aufgetauchte Begriff «Grossgrundbesitzer», relativiert an den Besitzverhältnissen im Lötschental, tatsächlich zutreffen.<sup>30</sup> Wenn man bedenkt, dass es sich nur um eines von zwei Teilungslosen gehandelt hat, dann ist zu ermessen wie umfangreich der Besitz der Familie Kaiser gewesen ist. Zusätzlich zu diesem Teilungslos dürfte das Erbteil des Ehemanns von Margaretha Kaiser in das Familienvermögen eingegangen sein, dessen Umfang uns aber nicht bekannt ist.

Das vorliegende Inventar beinhaltet alle Grundstücke, Gebäude und Anteilsrechte, die für das Ausüben einer autarkiebetonten Landwirtschaft im Lötschental notwendig waren. Über die damit verbundenen Viehzahlen erfahren wir hier nichts. Zumindest beinhaltete das Teilungslos von Margaretha Kaiser das Bergrecht um 18 Kühe zu sämmern, verteilt auf nahezu alle Alpen des Lötschentals. Überhaupt fällt auf, dass zahlreiche Besitztümer auch auf die anderen drei Gemeinden des Lötschentals verteilt sind, wenn auch mit abnehmender Konzentration gen Blatten hin. Sicher wurden gerade weit entfernt liegende Bodenstücke verpachtet, zu ähnlichen Bedingungen, wie es aus den Interviews zu erfahren war. Andererseits weist die *Quelle A* auch zahlreiche Transaktionen auf, die verschiedene Besitzanteile in Feren durch Tausch konzentrieren. Des Weiteren war man auch bemüht, vorher zersplitterte Besitztümer, wieder zu grösseren und rentablen Betriebseinheiten zusammenzufügen. In diesem Zusammenhang hatten begüterte Familien natürlich viel bessere Handlungsmöglichkeiten.

Bei derartigen Quellen erfährt man nahezu ausschliesslich Details aus den Besitz- und Transaktionsverhältnissen der sozioökonomisch begünstigten Schicht, während die Schicht der Wenigbesitzenden im Lötschental keine mir bekannten Aufzeichnungen verfassen brauchte (geringe Zahl der Güter) oder verfassen konnte (geringe oder keine Fähigkeit zu schreiben). Darum ist es ungleich schwieriger, Einblicke in deren Lebenswelt zu bekommen.

Trotzdem liefert *Quelle B* über die Geschäftsabläufe eines Mannes aus der Oberschicht von Ferden indirekt auch Informationen über die unterschichtlichen Verhältnisse. In dieser Quelle sind geschäftliche Transaktionen von Alexius Meyer (1775–1820) und seinem Sohn Johann Josef Meyer verzeichnet. Meist handelt es sich um Verleih von Geld, Verkauf von Vieh, Lebensmitteln oder Fellen. Die umfangreichen Geschäftsbeziehungen reichen von Mund, Turtig (Oberwallis) bis Frutigen, Gastern (Berner Oberland). Die wirtschaftlichen Transaktionen sind chronologisch aufgezeichnet. Bei deren Durchsicht fiel mir immer wieder die Erwähnung eines Peter Werlen mit der Berufsbezeichnung «Knecht» und dem Wohnsitz auf den Biel im alten Ortskern von Ferden auf. Hier ein kleiner transkribierter Ausschnitt der umfangreichen Transaktionsliste:

Am 9 Hornung des Jahres 1817 habe ich dem Peter Werlen auf dem Biel eine Summe von 36 Pfund an barem Silber gegeben. Er verspricht auch das Geld zurückzugeben bzw. wenn ich es brauche, habe ich das Recht es einzutreiben. Er gibt mir dafür zum Pfand das Gut zum Tilgi mit einem Wert von 30 Burdinien. Von diesem allen erhalte ich den gewöhnlichen Zins.<sup>31</sup>

Peter Werlen (1775–1851) ist der Knecht von Johann Josef Meyer gewesen, da zweimal von einem Lohn den er «firdint» hat, die Rede ist. Das Herren-Knechtsverhältnis dauerte zumindest von 1817 bis 1822, in der Aufzeichnung von 1829 ist die Knechtsfunktion nicht mehr erwähnt. Abgesehen von dem Arbeitslohn erhielt Peter Werlen wiederholt kleinere oder grössere Geldsummen von seinem Herrn, für die aber ein feststehender Zinssatz zu zahlen ist. Johann Josef Meyer übte demnach auch Bankiersfunktionen durch Geldverleih aus, wie der Gesamtkontext dieser Quelle auch vielfältig bestätigt.<sup>32</sup> Weiterhin erhielt der Knecht Lebensmittel hoher Qualität, nämlich Fleisch, Speck und Wein, die er sich wahrscheinlich sonst kaum leisten konnte. Letztlich spielen in den Geschäftsbeziehungen der beiden landwirtschaftlichen Betriebsmittel wie Wiesland, Vieh und Ökonomiegebäude eine bedeutsame Rolle. Zum Beispiel verkauft Peter Werlen eine «hoststat» (Platz, wo vorher ein Ökonomiegebäude gestanden hat) oder kauft eine Scheune, eine Kuh oder einen Stall.

Insgesamt bestätigt diese Quelle einige Informationen, die in den Interviewpassagen zum Verhältnis zwischen Arm und Reich angegeben wurden. Es hat durchaus innerhalb des Dorfes Ferden Herren-Knechtsverhältnisse gegeben. Diese Verhältnisse haben auch weiterhin zur Bereicherung der Besitzenden beigetragen, durch genaue Aufzeichnung und Eintreibung der Zinssätze von verliehenem Geld und Lehnssätze von verliehenem Boden. Die Unterschicht erhält die Möglichkeit, sich einen kleinen landwirtschaftlichen Betrieb mit Bodenertrag, Vieh und Öko-

miegebäuden aufzubauen, allerdings gegen zu verzinsende Schulden. Alles, was der ärmere Unterschichtsbauer einsetzen kann, ist seine Arbeitskraft (Knechtsarbeit, Heuen auf geliehenen Grundstücken) bzw. der Verkauf kleinerer Parzellen Grund-eigentum. Letzteres trägt nicht unbedingt zu seinem wirtschaftlichen Aufstieg bei. Die vermögende Oberschicht dagegen hat vielfältige Möglichkeiten, mit Bargeld, Grundeigentum und Gebäuden, sowie mit Naturalien geschäftlich vorteilhafte Transaktionen durchzuführen. Der vorliegende Quellenausschnitt deutet eher auf die Existenz wirtschaftlich ungleicher Bedingungen und deren gesellschaftliche Zementierung im frühen 19. Jahrhundert in Feren hin.

### «Die reichen Ferdner»

Bislang lag der Schwerpunkt der Analyse auf der Bedeutung von Besitzungleichheiten innerhalb der Gemeinde von Feren. Doch es scheint nicht nur Inhomogenitäten innerhalb der Gemeinde Feren gegeben zu haben, sondern auch Unterschiede zwischen den vier Gemeinden im Lötschental.<sup>33</sup> Allenthalben begegnete mir die Redewendung von den «reichen Ferdnern», einer Bezeichnung die als Übername oder Etikett für das gesamte Dorf verwendet wurde, und zwar sowohl von den Ferdnern selbst, als auch von den Bewohnern der anderen drei Dörfer. Die Veröffentlichung dieser kollektiven Form der Besitzunterschiede zwischen Dörfern war dabei in keiner Weise tabuisiert, wie ich es beim innerdörflichen Vergleich erlebt hatte, sondern das Thema wurde oft angesprochen:

Und die reichen Ferdner mit den schwarzen grossen Hüten, das ist schon so, dass die Ferdner Geld hatten ... Ich kann mir vorstellen, dass es das Gebiet in Feren war, wo die Leute Geld verdient haben und auch reich waren. Für ihre Verhältnisse, so würde ich jetzt sagen, sind die Ferdner sicher am reichsten gewesen. Drum auch der Name die Ferdner mit ihren grossen Hüten, sie hatten Geld und zeigten das wahrscheinlich auch früher.

Im Zusammenhang mit der Beschreibung der «Bittarbeit» im Oberwallis, einer nachbarschaftlichen Form der Reziprozität von Arbeitsleistungen, erwähnt Arnold Niederer für Feren die Nähe zur Tagelöhnerei bei extrem unterschiedlichen Grössen des Grundbesitzes.<sup>34</sup> Demnach liessen sich die reichen Ferdner Bauern bis in die 1950er-Jahre die Äcker von weniger bemittelten jungen Männern aus den drei Lötschentaler Nachbargemeinden mit der Breithaue umbrechen. Für die anstrengende Gruppenarbeit des Ackerumbrechens erhielten die Arbeiter ursprünglich reichliche Bewirtung und eine Gabe von Naturalien. Später spielte die Bezahlung der jungen Leute aus den Nachbargemeinden mit Bargeld eine immer grössere Rolle, bis auch diese Form der Tagelöhnerei aufgrund von leichteren Verdienstmöglichkeiten ihre Attraktivität verlor. Gleichzeitig damit wurde auch das Ende der bisherigen sozialen Verhältnisse und deren Ungleichheiten eingeläutet.

Wie weit in die Vergangenheit jedoch lässt sich das Etikett der «reichen Ferdner» zurückverfolgen? Claude Macherel versucht in seiner Interpretation über die

Motiv- und Funktionsstruktur der Osterspende zu Ferden die Wurzeln des sprichwörtlichen Ferdner Reichtums bis in das 14. Jahrhundert zurückzuverfolgen.<sup>35</sup> In dieser Zeit könnten sich die Ferdner nach dem Aussterben der bis dahin herrschenden Feudalherren die Nutzungsrechte über die Alpen Faldum, Resti und Kummen angeeignet haben. Dies sei, so Macherel, auf Kosten der Bewohner des oberen Lötschentals geschehen.<sup>36</sup> Die ungleichen Besitzverhältnisse seien durch eine konsequente Heiratspolitik und das schon beschriebene Lehn- oder Pachtsystem stabilisiert worden. Dabei erwähnte er auch die 3:1-Aufteilung des Landnutzens zugunsten der Lehensmänner von Ferden. In diesem Zusammenhang wagt Macherel eine Neuinterpretation der jährlich in Ferden an Ostern stattfindenden Verteilung von Spendziger, Brot und Wein an die Bewohner der drei oberen Lötschentaler Dörfer. Mit einem theoretischen Bezug auf das Konzept von Gabe und Gegengabe des französischen Sozialanthropologen Marcel Mauss<sup>37</sup> vermutet Macherel, «dass die Spende mit ihrer aufwendigen Vorbereitung und zeremoniellen Durchführung in den Augen der Ferdner eine spannungsmildernde Funktion hatte. Sie wäre gewissermassen als ein symbolischer und zugleich auch materieller Ausgleich ein Gegengewicht zu den ungleichen sozialen Beziehungen zwischen den Ferdnern und den übrigen, jeweils von den Spendherren feierlich zur Osterspend eingeladenen Lötschentalerinnen und Lötschentalern.» In dieser Form von Reziprozität wird eine Analogie zwischen den materiellen Einkünften der «Lehnsherren» von Ferden durch ihr Pachtsystem und dem symbolischen Austeil von Lebensmitteln durch die «Spendherren» von Ferden hergestellt.

Meines Erachtens ist die von Macherel vermutete nahezu 700-jährige, ungebrochene Traditionslinie der reichen Ferdner etwas gewagt, da wir nur sehr wenige zuverlässige Quellen über die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse aus dem Spätmittelalter im Lötschental besitzen. Von der Bausubstanz her zu urteilen, ist erst ab dem 17. Jahrhundert mit der Errichtung der grossen, mehrstöckigen Doppelwohnhäuser rund um den Ferdner Dorfplatz von einer Repräsentation von Besitz und Einfluss auszugehen. In den Familienstammbäumen lassen sich genauso viele Beispiele für das Aussterben von einflussreichen Familien und Besitzverschiebungen in die Nachbardörfer durch Eheschliessungen finden, wie von gezielter Heiratspolitik mit Konzentration auf Ferden. So dürfte die konkrete Verwendung des Etiketts «Die reichen Ferdner» jüngeren Datums sein. Es ist aber nicht auszuschliessen, dass sich zu den religiösen Motiven bei der ursprünglichen Einrichtung der Osterspend von Ferden ab dem 17. Jahrhundert eine Funktionsverschiebung in Richtung symbolischer Ausgleich von sozioökonomischen Unterschieden ergab. Dieser Bedeutungs- und Funktionswandel von Brauchformen ist historisch gesehen eher die Regel als die Ausnahme.

Nachdem ich die ökonomische Vormachtstellung der Gemeinde Ferden aus historischer Perspektive interpretiert habe, möchte ich diesen Aspekt für die Gegenwart untersuchen. Dabei beziehe ich meine persönlichen Erfahrungen mit der Osterspend während der Feldforschungszeit mit ein, weil sich darin auch Verflechtungen zur Reichtumsthematik in Ferden aufzeigen lassen. Jedes Jahr werden am

Ostermontag neben den Einwohnern der anderen Dörfer in einem gesonderten Rahmen auch eine kleine Anzahl von speziell geladenen Gästen mit den traditionellen Gaben bewirtet. Dazu zählen neben den Gemeinderäten, der Geistlichkeit, den Ärzten des Lötschentals und den Ehrenburgern auch jedes Mal Personen, denen sich die Gemeinde Ferden in besonderer Weise verbunden fühlt.

Im Jahr 2004 hatte ich das Vorrecht und die Ehre auch zu diesem Personenkreis gehören zu dürfen. Zunächst fand um 14.00 Uhr im alten Schul- und Gemeindehaus am Nachmittag eine kleine Versammlung mit Verlesen der Spendstatuten und Erklärung des Brauchs, sowie Verköstigung mit Spendziger, Brot und Wein statt. Am Abend sass im neuen Gemeindehaus die Burgerschaft von Ferden im grossen Tischkreis mit den Ehrengästen beieinander, um wiederum bei Ziger, Brot und Wein Gemeinschaft zu haben. Es wird zu dieser Gelegenheit erwartet, dass die Ehrengäste einige Worte bzw. eine kleine Rede an die Burgerschaft richten. Diese Erwartung war mir vorher bekannt und so hatte ich eine kleine Ansprache vorbereitet. Mehr intuitiv hatte ich das Thema gewählt, mit den Anwesenden «einige Gedanken darüber zu teilen, ob die Bezeichnung *«d' richu Färdnär»* heute noch ihre Berechtigung hat.»

Sinngemäss führte ich dann aus, dass ich zwar nichts genaues über die heutige materielle Verfasstheit der Gemeinde Ferden und ihrer Einwohner wisse, aber dass es sich bei der reichhaltigen historischen Gebäudelandschaft, der lebendigen Gemeinschaft im Dorf und der von mir erlebten Herzlichkeit, «um wirklichen Reichtum handelt, dass man mit Fug und Recht heute noch von den reichen Ferdnern reden kann.»<sup>38</sup> Dieses Thema hatte ich gewählt, um mich für die überaus offene und freundliche Aufnahme im Dorf und die Einladung zur Osterspende zu bedanken. Die Rede verfehlte natürlich ihre beabsichtigte Wirkung nicht, und an den Tischen rundum herrschte allgemeine Zufriedenheit. Erst später zu anderer Gelegenheit hörte ich auch die eine oder andere kritische Stimme zu meiner Ansprache über die reichen Ferdner. So gab mir ein älterer Mann, der zu den Besitzern grosser Güter gezählt wurde, zu bedenken, dass die grosse Zahl an historischen Wohn- und Ökonomiegebäuden für die Besitzer heute nicht einen Reichtum, sondern eine grosse Last darstellten, und dass deren zerfallener und leerstehender Status eher Anlass zur Klage denn zum Stolz gebe. Eine andere, jüngere Einwohnerin von Ferden berichtete mir, dass sie zwar nach der Ansprache im Herzen einen grossen Stolz gespürt habe, später jedoch sich gefragt habe, ob ich in meiner Aussensicht die wirkliche Verfasstheit des Dorfes Ferden und seiner Einwohner wahrgenommen hätte.

Nun einige Gedanken zur Interpretation und Deutung dieser von mir erlebten Osterspendepisode: Die Gemeinde Ferden ist, gemessen an den heutigen Eigentumsverhältnissen, den Einnahmen aus dem Tourismus und dem Innovations- und Wirtschaftspotential nicht mehr an der Spitze der Lötschentaler Gemeinden und heute ökonomisch eher als das Schlusslicht zu betrachten.<sup>39</sup> Diese Tendenz hat mit der Auflösung des agropastoralen Selbstversorgungssystem in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts begonnen und heute haben die Orte Kippel, Blatten und allen

voran Wiler mit ihrer stärkeren innovativen und touristischen Ausrichtung eine Vorreiterstellung inne. Es ist zu vermuten, dass die ökonomische Vormachtstellung der Gemeinde Ferden zumindest seit dem 17. Jahrhundert bis in die 1950er-Jahre zu einem Entwicklungshemmnis in Bezug auf die spätere, moderne Industrie- und Tourismusgesellschaft wurde. Relativ lange wurde nämlich an den ehemals etablierten und einträglichen Landwirtschafts-, Gesellschafts- und Arbeitsstrukturen festgehalten. Der Verlust dieser Vormachtstellung im Innentalvergleich ist sicherlich in der Überlieferung, aber auch der eigenen Erinnerung der älteren Einwohner von Ferden schmerzlich bewusst. Im ethnopsychanalytischen Sinne möchte ich deshalb meine Ansprache bei der Osterspende eher als eine mir damals nicht bewusste Gegenübertragungsreaktion auf diese Verlustthematik im Sinne des Abwehrmechanismus einer Verleugnung deuten.<sup>40</sup> Genauer ausgeführt bedeutet dies, dass ich unbewusst auf die im 20. Jahrhundert abgelaufene ökonomische und statusmässige Degradierung mit aus der Tiefenpsychologie bekannten Abwehrmechanismen reagiert haben könnte. Unter Verleugnung versteht man im psychoanalytischen Sinne die Weigerung des Subjektes, die Realität einer schmerzlichen Wahrnehmung anzuerkennen.<sup>41</sup> Die kritischen Rückmeldungen aus der Einwohnerschaft und auch der zeitliche Abstand einer wissenschaftlichen Analyse haben mich zu dieser Einschätzung bewogen.

Wie sieht heute, nach Auflösung dieses Systems und seiner ökonomischen Grundlagen, die Definition von Reichtum und privilegiertem Status innerhalb der Dorfgemeinschaft von Ferden aus? Kann man davon ausgehen, dass man in der Nachkriegszeit durch bessere Bildungschancen, umfassende Verbesserung des Lebensstandards und staatliche Sozialleistungen beim Ende der agrarischen Klassen gesellschaft angekommen ist?<sup>42</sup> Dazu ein Kommentar eines Ferdner Einwohners mittleren Alters:

Aber jetzt zu unserer Zeit, es hat ja auch schon die sogenannt Wohlhabenden gegeben, es hat solche gegeben die nichts haben arbeiten müssen ... Sie haben die Landwirtschaft abgeschafft, sie haben ein Geschäft gehabt, oder nur sehr, sehr wenig Landwirtschaft gehabt. Und eben, ich glaube, das ist der Wechsel gewesen, wo die Landwirtschaft aufs Mal der Klotz am Fuss gewesen ist, so der Wechsel, so vor 30 Jahren ... Ja, das ist klar, wenn du 10 Wochen Ferien im Sommer hast und von den 10 Wochen bist du 6 oder 7 Wochen beim Heuen, dann ist klar und daneben siehst du welche, die am Morgen schlafen können und am Nachmittag Fussballspielen, und du musst heuen.

Erhalten hat sich die Sichtweise, die Abwesenheit von körperlicher Arbeit als Privileg zu sehen. Geändert gegenüber dem traditionellen System hat sich allerdings die Rolle der Landwirtschaft. Grosser landwirtschaftlicher Besitz wird nun geradezu als «Klotz am Bein» empfunden, kleiner landwirtschaftlicher Besitz als Befreiung und Abschaffung der Landwirtschaft als das Privileg schlechthin. Der grosse sozioökonomische Wandel nach dem 2. Weltkrieg in Ferden hat damit auch bedeutsame Verwerfungen im vorher bestehenden gesellschaftlichen Aufbau nach sich gezogen. Angestammte Kriterien von Reichtum und Besitz haben zunehmend ihre Bedeutung verloren bzw. sich auch als Entwicklungshemmnis erwiesen. Davon

ist die Gemeinde Ferden mit ihrem ehemals herausgehobenen Status als «reiche Ferdner» in besonderem Masse betroffen. Heute unterscheiden sich die Wohlstandszeichen in Ferden nicht mehr vom Wallis und der restlichen Schweiz, es hat in der materiellen Dimension eine deutliche Angleichung stattgefunden. Andererseits entstehen innerhalb dieser Neudeinitionen von allgemeinem Reichtum auch parallel wieder neue Distinktionen, welche Zeichen für gegenwärtige soziale Unterscheidungen positionieren und für andere auch wahrnehmbar werden lassen.<sup>43</sup> Ein besonders durch seine Grösse repräsentatives Haus im oberen Neubaugürtel von Ferden besitzt somit einen anderen Status als eines der Einheitshäuser aus den 1970er und 1980er-Jahren. Die Möglichkeit, ohne anstrengende Heuernte Ferien im Ausland zu verbringen, wird gänzlich anders wahrgenommen, als nach anstrengender Heuernte Ferien in der eigenen Alphütte zu machen.

In Anbetracht dessen scheint, dass sich in Ferden andere soziale Ordnungen mit neuen Distinktionen und Machtpositionen gebildet haben, trotz der Neudeinition von Reichtum nach dem tiefgreifenden sozioökonomischen Wandel. Diese Zeichen sozialer Differenz beinhalten den Habitus von harter körperlicher Arbeit als Relikt der rein agrarischen Gesellschaft, aber auch Übernahmen aus dem Repertoire der Statussymbole der westlichen Konsumgesellschaften (z.B. Haus, Auto, Urlaub). Sicher gehören dazu auch unterschiedliche Chancen zur Aneignung von Wissen (Bildung), die Zugehörigkeit zu begünstigenden Machtzirkeln und die Rangposition in politischen oder wirtschaftlichen Hierarchien. Gerade letztgenannte Faktoren lassen dann eine viel umfassendere Sichtweise auf soziale Ungleichheiten zu, wie sie beispielsweise der Soziologe Reinhard Kreckel vorschlägt: «Soziale Ungleichheit im weiteren Sinne liegt überall dort vor, wo die Möglichkeiten des Zugangs zu allgemeinen verfügbaren und erstrebenswerten sozialen Gütern und/oder zu sozialen Positionen, die mit ungleichen Macht- und/oder Interaktionsmöglichkeiten ausgestattet sind, dauerhafte Einschränkungen erfahren und dadurch die Lebenschancen der betroffenen Individuen, Gruppen oder Gesellschaften beeinträchtigt bzw. begünstigt werden.»<sup>44</sup> Die Analyse dieser Aspekte sozialer Differenz über den rein ökonomischen Anteil hinaus war aufgrund der Quellenlage für die historischen Verhältnisse kaum möglich. Für die Gegenwartsgesellschaft des Untersuchungsgebietes hingegen wäre sie sehr lohnend. Dennoch ist zu vermuten, dass heute an Schärfe der sozialen Ungleichheit kein Vergleich besteht mit den gesellschaftlichen Ordnungen wie sie vor 1950 existierten.

## **Soziale Homogenität – ein Mythos und sein Kontext**

Mit einigen Überlegungen zur Begründung des hartnäckigen Mythos von der sozialen Homogenität im Lötschental möchte ich zum Ausgangspunkt meiner Ausführungen zurückkehren. In methodischer Hinsicht bin ich ähnlich vorgegangen wie Arnold Niederer in seiner Arbeit über das «Gemeinwerk im Wallis». Ich habe

möglichst viele Belege gesammelt für die Darstellung einer bestimmten Sozialstruktur in der von mir beforschten Walliser Berggemeinde. Allerdings habe ich einseitig die kompetitiven und hierarchischen Strukturanteile betont, während zuvor bei Arnold Niederer die kooperativen und egalitären Arbeitsorganisationen im Blickpunkt des wissenschaftlichen Interesses standen. Wie lässt sich nun diese Polarisierung erklären bzw. auch etwas einvernehmlicher integrieren? Allerdings ist bei einem direkten Vergleich von Methode und Befunden auch Vorsicht angebracht. Während Arnold Niederer eine bestimmte Arbeits- und Sozialstruktur in einer Grossregion bzw. einem Kanton untersuchte, habe ich eine Gemeindestudie zur Sachkultur unternommen, bei der bestimmte sozioökonomische Verhältnisse quasi als Nebenprodukt sichtbar wurden.<sup>45</sup>



Abb. 4: Zur Heuernte enthüllt sich für kurze Zeit die Parzellenstruktur des Wieslandes

Zunächst seien einige Überlegungen aufgeführt, die sich auf die Wechselwirkung zwischen Fremd- und Selbstwahrnehmung von Menschengruppen beziehen. Werner Bellwald führt den Mythos von der sozialen Homogenität im Wesentlichen auf die von aussen kommende Perspektive der verklärenden Reiseliteratur über das Lötschental und die Alpen allgemein zurück.<sup>46</sup> Diese Sichtweise möchte ich jedoch um die Anmutung erweitern, dass es sich bei den Macht- und Besitzunterschieden auch um ein Tabuthema unter der Bevölkerung handelt, mit Verschweigen aufgrund von Gründen, die mit materiellen Abhängigkeiten oder religiösen Verbrämungen zu tun haben. Sicherlich spielen auch Bestrebungen eine Rolle, den

von aussen herangetragenen alpinen Klischeebildungen zu entsprechen, oder wie es Marius Risi ausgedrückt hat, die Teilnahme am Spiel der Idyllisierung des Alpinen.<sup>47</sup> Wenn die These richtig ist, dass auch kollektive Bespiegelungsprozesse durch Übernahme externer Zuschreibungen in das Selbstbild zu identitätsmässigen Formungen einer umgrenzten Gruppe von Menschen beitragen, dann könnte der «idyllisierte alpine Sozialismus» ein wesentlicher Anteil der Lötschentaler Identitätskonstruktion und Selbstwertregulation sein. In den Interviews waren bei der Erwähnung sozioökonomischer Differenzen häufig Reaktionen mit herabgesenkter oder verschwörerischer Stimme «das braucht ihr nicht aufzunehmen» oder «das darf ich jetzt nicht sagen» zu beobachten. Auch der Blick auf die historischen Wohn- und Ökonomiegebäude des Lötschentals vermittelten bis auf gewisse Grössenunterschiede das Bild einer scheinbaren Egalität.<sup>48</sup> Die feinen Trennungslien des im Realteilungsmodus stark zersplitterten Landbesitzes (vgl. Abb. 4) und die Summe der jeweiligen ökonomisch nutzbaren Kapitalsparten dürften nur für die Eingeweihten erkennbar gewesen sein, für Aussenstehende waren sie keinesfalls dekodierbar. Alles in allem ist beim Entstehen des Mythos von der klassenlosen Gesellschaft wohl vom Zusammenspiel einer von aussen kommenden Idealisierung mit einer gruppeninternen Tabuisierung und einer visuellen Eindrucksbildungen auszugehen. Welche Rolle spielte aber dabei die Volkskunde, die sich die wissenschaftliche Bearbeitung agrarischer Kulturen zum Hauptziel gemacht hatte?

Paul Hugger hat in seinem Abriss über die Volkskunde in der Schweiz seit dem Zweiten Weltkrieg betont, «...wie sehr die Wissenschaftsgeschichte eines Landes [und damit auch die Volkskunde; Anm. des Verfassers] mit den Wechselsefällen der allgemeinen, vor allem der politischen Geschichte verflochten ist und sie widerspiegelt.»<sup>49</sup> Somit ist auch jede kulturwissenschaftliche oder volkskundliche Forschungsarbeit in einem zeitgeschichtlichen Kontext zu sehen. Für die Mitte des 20. Jahrhunderts nennt Hugger die «Einigung der Schweiz und das Reduit-Denken» als Folgen der Bedrohungen aus Deutschland und Italien und dem zweiten Weltkrieg. In der Volkskunde sei dementsprechend eine Konzentration auf die alpine Lebensweise, vor allem das Hirtenbauerntum zu verzeichnen gewesen: «Hier lag für viele damalige Betrachter das Rückgrat schweizerischer Eigenart; es faszinierte eine vermeintlich archaische Lebens-, Arbeits- und Denkweise; genossenschaftliche Modelle galten als Urformen demokratischen Gemeindeverständnisses, usw.»<sup>50</sup> Bernhard Tschofen führt diesen Punkt mit direktem Bezug auf die Dissertation von Arnold Niederer noch weiter aus, wenn er darauf verweist, wie gut sich das «alpine ‹Gemeinwerk› (...) in die schweizerischen Identitätskonstruktionen der Nachkriegszeit fügte». Die Alpen seien ein guter Fundus für die «idealtypisch konstruierten ‹anthropologischen Orte›» bzw. für die «*imagined communities* dieses Jahrhunderts» gewesen.<sup>51</sup>

Bei dem Begriff «*imagined communities*» wird man unweigerlich an einen Klassiker der kulturwissenschaftlichen Gemeindeforschung erinnert, nämlich die «little community»-Forschung von Robert Redfield in dem mexikanischen Dorf Tepozt-

lan.<sup>52</sup> Siebzehn Jahre später erfolgte eine der sehr seltenen ethnologischen Re-Studies durch Oscar Lewis.<sup>53</sup> Während Redfield «diesem Ort positive Eigenschaften wie Ganzheitlichkeit, Homogenität und Solidarität zugeschrieben hatte, fand Lewis 17 Jahre später Armut, Auseinandersetzung und Misstrauen.»<sup>54</sup> Von Robert Redfield wird erzählt, dass er die Nachfolgeergebnisse von Lewis gar nicht in Frage stellte, sondern es seien seine Ergebnisse einfach einem bestimmten Denk- und Vorstellungsmodell von Dorfgemeinschaften geschuldet. Könnte es sein, dass in der oben beschriebenen Polarisierung ein ähnlicher «little community»-Effekt für ein Walliser Bergdorf zu verzeichnen ist? Wie Arnold Niederer heute 52 Jahre später auf meine Darstellung der sozialen Verhältnisse in «seinem Dorf Ferden» reagieren würde, können wir leider nicht mehr mit Sicherheit wissen. Ich kann mir aber vorstellen, dass er meine einseitigen Forschungsbefunde ebenfalls nicht in Zweifel ziehen würde. Er hat die sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Lötschental aus eigener Anschauung wesentlich besser gekannt, als ich sie je später recherchierten konnte. Er hat in der Gemeinde Ferden gewohnt, als die sogenannten «Grossgrundbesitzer» noch am Leben waren und als auch noch Flächen für einen Bruchteil des Ertrages an Wenigerbesitzende zum Heuen verpachtet wurden. Dies alles hat er gesehen und gewusst. Trotzdem hat er sich für die Betonung des Gemeinschaftsaspektes und der kooperativen Strukturen in den Walliser Bergdörfern vor 1950 entschieden, weil der Begriff «Gemeinschaft» im Zusammenhang mit der menschlichen Arbeit für ihn einen bedeutenden Wert darstellten. «Gemeinschaft» war für ihn nicht mehr wie bis dato in der Volkskunde «... ein romantisches, rückwärts gerichtetes Konzept, welches die ‹positiven› Aspekte der Gemeinschaft vorindustrieller Prägung den ‹negativen› Folgen der Industrialisierung gegenüberstellt, die sich im Bild der Gesellschaft bündeln»<sup>55</sup>, sondern eine sozialpolitische und moralische Kategorie, die auch in der modernen und multikulturellen Industrie- und Dienstleistungsgesellschaft Bestand haben sollte.

Ueli Gyr hat kürzlich auf «eine zunehmende Belebung der Alpenforschung» an verschiedenen Orten und durch verschiedene Institutionen bzw. Einzelforscher aufmerksam gemacht.<sup>56</sup> Dabei stellt er fest, dass die gegenwärtige Alpenforschung an ihren klassischen Protagonisten wie Richard Weiss oder Arnold Niederer nicht vorbeikomme und mit deren Untersuchungen sich auch weiterhin auseinanderzusetzen habe. Weiterhin vernimmt Ueli Gyr vermehrt Rufe nach einer «... forschungs- und begriffskritischen Aufarbeitung von kulturwissenschaftlichen Denkmustern und Konstrukten rund um Alpines und alpine Kultur ...».<sup>57</sup> Ich hoffe, dass die Ausführungen über die sozioökonomischen Verhältnisse in der von mir beforsteten Gemeinde Ferden im Lötschental diesen Postulaten gerecht geworden sind und dass sie gezeigt haben, wie viel aktuelles Diskussionspotential in einer Untersuchung wie dem «Gemeinwerk im Wallis» von Arnold Niederer heute noch steckt.

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Dieser Beitrag ist die überarbeitete Fassung eines Vortrags, welcher am 19. Oktober 2007 im wissenschaftlichen Rahmenprogramm der SGV-Jahresversammlung im Lötschental gehalten wurde.
- <sup>2</sup> Niederer, Arnold: Gemeinwerk im Wallis. Bäuerliche Gemeinschaftsarbeit in Vergangenheit und Gegenwart. Diss., Basel 1956. (Wiederabgedruckt in: Niederer Arnold: Alpine Alltagskultur zwischen Beharrung und Wandel. Ausgewählte Arbeiten aus den Jahren 1956–1991. Herausgegeben von Anderegg, Klaus und Bätzing, Werner. Bern/Stuttgart/Wien <sup>2</sup>1996, S. 19–88, hier S. 26–27.)
- <sup>3</sup> Auch in jüngster Zeit gibt es Warnrufe vor einer neuen Verdinglichung des Menschen. Der Frankfurter Sozialphilosoph Axel Honneth widmet dem ursprünglich von Georg Lukács eingebrachten Begriff der Verdinglichung eine ganze Studie. Während Lukács unter Verdinglichung den Habitus einer nur noch teilnahmslosen und affektneutralen Betrachtung der Mitmenschen und der eigenen Person als etwas Dingliches im Zuge des Kapitalismus verstand, weist Honneth mit dem Begriff der «Sozialen Pathologie» darauf hin, dass die Gegenwartsgesellschaft in mannigfaltiger Weise Entwicklungen hervorbringt, die zu einer schleichenden Verdinglichung des Menschen führt. Honneth, Axel: Verdinglichung. Eine anerkennungstheoretische Studie. Frankfurt/M. 2005.
- <sup>4</sup> Niederer, Arnold: Soziokulturelle und wirtschaftliche Prozesse im schweizerischen Alpenraum. In: Becker, Siegfried und Bimmer, Andreas (Hg.): Ländliche Kultur. Symposium für Ingeborg Weber-Kellermann. Göttingen 1989, S. 24–38, hier S. 26.
- <sup>5</sup> Stebler, Friedrich Gottlieb: Am Lötschberg. Land und Volk von Lötschen. Zürich 1907 (Wiederabgedruckt als Faksimileausgabe, Visp 1981); Anneler, Hedwig: Lötschen das ist: Landes- und Volkskunde des Lötschentales. Bern 1917.
- <sup>6</sup> Kaschuba, Wolfgang: Einführung in die Europäische Ethnologie. München 2003, S. 153.
- <sup>7</sup> Zum Beispiel: Friedl, John: Kippel: A Changing village in the Alps. New York 1974; Matter, Max: Wertsystem und Innovationsverhalten. Studien zur Evaluation innovationstheoretischer Ansätze durchgeführt im Lötschental/Schweiz. Hohenschäftlarn 1978.
- <sup>8</sup> Weiss, Richard: Alpiner Mensch und alpines Leben in der Krise der Gegenwart. In: Die Alpen (SAC Bern) Bd. 33 3/1957, S.209–224.
- <sup>9</sup> Bellwald, Werner: Zur Konstruktion von Heimat. Die Entdeckung lokaler «Volkskultur» und ihr Aufstieg in die nationale Symbolkultur. Die Beispiele Hérens und Lötschen (Schweiz). Sitten 1997, S. 139.
- <sup>10</sup> Siegen, Josef: Re-konstruierte Vergangenheit. Das Lötschental und das Durnholzertal. Wirtschaftliche und sozio-kulturelle Entwicklung von zwei abgeschlossenen Alpentälern zwischen 1920 und 2000 aus der Sicht der Betroffenen. Münster 2004, S. 98.
- <sup>11</sup> Die folgende Datendarstellung orientiert sich mit einigen Modifikationen an dem Kapitel «Soziökonomische Unterschiede» meiner Dissertationspublikation: Freund, Henning: Blockbau in Bewegung. Ökonomiegebäude als Bedeutungsträger alpiner Sachkultur. Eine Mikroanalyse am Beispiel der Gemeinde Ferden/Lötschental, Schweiz. Münster 2007, S. 173–194.
- <sup>12</sup> Eine «Burdi» Heu ist ein Ertragsmass für Wiesland in Form einer Traglast Heu, entsprechend 100/150 qm Fläche. Als Gewichtsäquivalent für diese Traglast können 30–35 kg gelten. Da Heu der grundlegende Rohstoff für die Viehwirtschaft war, kam der «Burdi» Heu auch die Bedeutung einer basalen Währung in Form von Naturalien zu.
- <sup>13</sup> Dazu gehört auch die gelegentliche Praxis, den Ärmeren ein Stück Boden und die dazugehörigen Ökonomiegebäudeanteile ohne Gegenleistung zur Verfügung zu stellen.
- <sup>14</sup> Zum Beispiel das Kapitel «Spontane gegenseitige Hilfe» in Niederer, Arnold: Gemeinwerk im Wallis. Bäuerliche Gemeinschaftsarbeit in Vergangenheit und Gegenwart. Diss., Basel 1956. (Wiederabgedruckt in: Niederer Arnold: Alpine Alltagskultur zwischen Beharrung und Wandel. Ausgewählte Arbeiten aus den Jahren 1956–1991. Herausgegeben von Anderegg, Klaus und Bätzing, Werner. Bern/Stuttgart/Wien <sup>2</sup>1996, S. 19–88.)
- <sup>15</sup> Gemeint ist hier der Ertrag vom Heu, welches der Pächter vorher auf den gepachteten Flächen gemäht hatte, die als Lehnteil bezeichnet wurden. Gemessen wurden die Anteile in Klafter, einem Längenmass.
- <sup>16</sup> Quelle für das Jahr 1798: Arnold, Renato: Das Oberwallis in der helvetischen Volkszählung von 1798. In: Blätter aus der Walliser Geschichte, XXX. Band 1998, S. 132. Für die Jahre 1850 bis 1950: Bundesamt für Statistik, Neuenburg: Eidgenössische Volkszählung 1990. Bevölkerungsentwicklung 1850–1990, S. 172f. Die erstaunlich hohe Wohnbevölkerung von 1214 Personen im Jahr 1910 ist auf die Arbeiterkonzentration (im Wesentlichen italienische Mineure) für den Bau des Lötschbergtunnels in Goppenstein im Gemeindegebiet von Ferden zurückzuführen.

- <sup>17</sup> Den Daten der Beteiligten gemäss müsste diese Begebenheit zu Anfang des 20. Jahrhunderts stattgefunden haben.
- <sup>18</sup> Guntern, Josef: Volkserzählungen aus dem Oberwallis: Sagen, Legenden, Märchen, Anekdoten aus dem deutschsprechenden Wallis. Basel 1978, S. 363.
- <sup>19</sup> Röhrich, Lutz: Erzählforschung. In: Brednich, Rolf W. (Hg.): Grundriss der Volkskunde. Einführung in die Forschungsfelder der Europäischen Ethnologie. Berlin 2001 (3. Aufl.), S. 515–542, hier S. 530.
- <sup>20</sup> Guntern, Josef (wie Anm. 18), S. 375. Das Schällbätt ist ein Berggut auf dem Territorium der Gemeinde Kippel unweit der Ferdner Gemeindegrenze. Der Begriff «Bozen» bezeichnet die Erscheinung eines Geistes oder eines Gespenstes.
- <sup>21</sup> Andere Regionen im Oberwallis weisen andere Topoi der Büssersagen auf, wie z.B. in den extrem trockenen Gemeinden der Lötschberg-Südrampe den Wasseraub.
- <sup>22</sup> Jon Mathieu weisst darauf hin, dass bei einer Steuererhebung 1802 mehr als 90% der Bevölkerung des Wallis dem landwirtschaftlichen Sektor zuzuordnen war; dies dürfte in einem noch stärkeren Masse für das abgelegene Lötschental gegolten haben. Mathieu, Jon: Eine Agrargeschichte der inneren Alpen. Graubünden, Tessin, Wallis 1500–1800. Zürich 1992, S. 271. Um die Jahrhundertwende waren es 75% und 1950 noch 50% (Bundesamt für Statistik, Bern), wobei für das Lötschental mangels Alternativen von einem wesentlich höheren Agraranteil ausgegangen werden muss.
- <sup>23</sup> Quelle: VII. Eidgenössische Viehzählung aus dem Jahr 1911, Gemeinde Ferden, Gemeindearchiv Ferden, Box 1, Statistisches.
- <sup>24</sup> Hornviehregister der Gemeinde Ferden, Bezirk Lötschen 1849–1869, Gemeindearchiv Ferden, Box 1, Statistisches.
- <sup>25</sup> Eidg. Volkswirtschaftsdepartement, Abteilung für Landwirtschaft: Land- und Alpwirtschaftlicher Produktionskataster der Gemeinde Ferden. Aufgenommen am 19.–22. August 1969, S. 17. Gemeindearchiv Ferden.
- <sup>26</sup> Pöttler, Burkard: Verlassenschaftsinventare als Quelle zur Alpinen Sachkultur. In: Associazione Internazionale per la Storia delle Alpi (Hg.): Storia delle Alpi, 7/2002: Die Sachkultur – Quellen und Probleme, Zürich 2002, S. 237–266. Die darin angesprochenen Verlassenschaftsinventare bieten einen Einblick in den Besitzstand zum Zwecke der Erbteilung und Abgabensicherung, wobei sich auch bei diesen Quellen ein Schwergewicht bei den sozioökonomisch begünstigten Schichten zeigt. Die grosse Zahl der Inventare ermöglicht eine serielle Datenverarbeitung per EDV mit entsprechenden quellenkritischen Problemen, aber auch hervorragende Einblicke in die Alltagskultur alpiner Regionen.
- <sup>27</sup> Die von mir analysierten Quellen sind allesamt dem privaten Archiv von Ignaz Bellwald, Kippel, entnommen, der auch die Transkriptionen durchgeführt hat. Folgende zwei Bücher habe ich benutzt und näher analysiert. Es werden jeweils die Ersteinträger und dann in Klammern die späteren Verwender bzw. Aufbewahrer genannt: Quelle A) Buch Melchior Murrmann (1828–1909) und Ehefrau Margaretha Kaiser (1836–1911); später: Melchior Werlen (1845–1918) Quelle B) Buch Alexius Meyer (1775–1820); später: Sohn Johann Josef Meyer (1792–1836)
- <sup>28</sup> Dies entspricht einer Gesamtwieselandfläche zwischen 5,6 und 8,4 Hektar.
- <sup>29</sup> Das Flächenmass für die Äcker war der Klafter. Ein Klafter entsprach 3,84 Quadratmetern. Somit betrug diese Gesamtackerfläche ca. 0,52 Hektar.
- <sup>30</sup> Grossgrundbesitz ist hier jedoch nur im relativen Sinne gemeint, nämlich im Innertalvergleich. Bezogen auf andere Wirtschaftszonen, z.B. im schweizerischen Mittelland dürften die grössten Ferdner Besitzungen verhältnismässig klein gewesen sein.
- <sup>31</sup> An anderer Stelle in der Quelle wird als Zinssatz 5 von hundert genannt.
- <sup>32</sup> Bankfunktion konnte neben Einzelpersonen auch das Vermögen von Körperschaften, wie die Spende zu Ferden oder die Kommune Ferden übernehmen.
- <sup>33</sup> An dieser Stelle wird nur von einem relativen Reichtum innerhalb des Talvergleichs Lötschen aus gegangen, für den Vergleich mit anderen Gemeinden im Oberwallis hingegen kann man nicht von einem materiellen Vorsprung sprechen.
- <sup>34</sup> Niederer, Arnold (wie Anm. 2), S. 56–59.
- <sup>35</sup> Macherel, Claude: La Spend de ferden ou le pacte en acte. In: Niederer Arnold (Hg.): Die Oster-spend von Ferden und andere Spendbräuche im Wallis: Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung im Lötschentaler Museum. Kippel 1992, S. 27–36, hier S. 34.
- <sup>36</sup> Insgesamt gibt es recht heterogene Aussagen zur Quelle des Reichtums in Ferden. Neben Erträgen aus dem Passverkehr wegen günstiger Lage am Lötschenpass und Erträgen aus den Minen in Goppenstein und Goltschried werden auch die umfangreichen Besitzungen an Wald und Landwirtschaftsflächen genannt. Nicht zuletzt dürften der Standortvorteil von niedriggelegeneren und

- sonnenexponierten Gütern (z.B. Mittal, Haselleen) mit günstigen klimatischen Bedingungen und früherer Schneefreiheit dazu beigetragen haben.
- <sup>37</sup> Mauss, Marcel: *Essai sur le don*. In: *Année Sociologique*, sec. série Bd 1, 1923–1924. (Wiederabgedruckt in: Mauss, Marcel: *Sociologie et anthropologie*. Paris 1950, S. 145–273). Eine Zusammenfassung des auf Reziprozität beruhenden Güterkreislaufes mit der Determinierung sozialer Hierarchien findet sich in: Krafft-Krivanec, Johanna: *Der Sinn des Schenkens. Vom Zwang zu geben und der Pflicht zu nehmen*. Wien 2004.
- <sup>38</sup> Aus kulturwissenschaftlicher Sicht ist die Annahme eines «kulturellen Reichtums» ausgewählter Gruppen sicherlich diskussionswürdig.
- <sup>39</sup> Von allen Gemeinden im Wallis hatte Ferden im Jahr 2004 die zweithöchste Steuerbelastung des Einzelnen. Als Faustregel kann man davon ausgehen, dass steuergünstige Gemeinden über eine bessere kommunale Finanzlage verfügen und nicht auf die Verrechnung hoher Steuersätze angewiesen sind.
- <sup>40</sup> Georges Devereux hat auf die eminente Bedeutung der Gegenübertragungsreaktion seitens des Beobachters im sozialwissenschaftlichen Forschungsfeld hingewiesen, um auf diese Weise tiefergehende Informationen über eine beobachtete Kultur und ihren Menschen zu erlangen. Als Gegenübertragung im ethnopsychanalytischen Sinne gelten alle jene Reaktionen des Feldforschers, welche die aus der Forschungsexposition resultierenden unangenehmen Affekte, allen voran Angst, abwehren und unter Kontrolle bringen sollen. Vgl. Devereux, Georges: *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. München 1967, S. 17–22.
- <sup>41</sup> Laplanche, Jean und Pontalis, Jean-B.: *Das Vokabular der Psychoanalyse*. Frankfurt/M. 1991, S. 595.
- <sup>42</sup> Kaschuba, Wolfgang (wie Anm.6), S. 154.
- <sup>43</sup> Bourdieu, Pierre: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt/M. 1987 (Original 1979). Hans Peter-Müller unterscheidet drei verschiedene Aspekte von Distinktion: Den kognitiven Aspekt der sozial eingebetteten Geschmacksdifferenz, die evaluativ ausgerichtete strategische Demonstration von Andersartigkeit mit Abgrenzungswünschen und die unintendierte stilbildende Distinktion der gesellschaftlichen Spitze. Müller, Hans-Peter: *Differenz und Distinktion. Über Kultur und Lebensstile*. In: *Merkur*. Jg. 49 9/10 1995, S. 927–934, hier S. 930.
- <sup>44</sup> Kreckel, Reinhard: *Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit*. Frankfurt/M. 1992, S. 17.
- <sup>45</sup> Jon Mathieu charakterisiert die traditionelle landwirtschaftliche und soziale Struktur des Kantons Wallis durch die dörfliche Siedlungsweise und die kleinbäuerlichen Betriebsstrukturen und merkt an, dass es auch hier sozialer Hierarchien und klientelistische Abhängigkeiten gegeben habe. Mathieu, Jon: *Keine Zukunft ohne Herkunft. Die Alpen in langfristiger Perspektive*. In: Eidgenössische Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft (Hg.): *Nachhaltige Nutzungen im Gebirgsraum. Forum für Wissen* 2/1999, S. 5–9, hier S. 7.
- <sup>46</sup> Bellwald, Werner (wie Anm. 8), S. 139
- <sup>47</sup> Risi, Marius: *Im Lauf der Zeiten: Oberwalliser Lebenswelten. Ein ethnographischer Film. Abstract des Phil. Alp 2005 – Die Alpen aus der Sicht junger Forschender/NFP48*. In: <http://www.nfp48.ch/agenda/philaalp/download/Risi.M.Diss.pdf> (letzter Zugriff 17.1.2006).
- <sup>48</sup> Dies ist beispielsweise im Schweizer Mittelland anders, wo sich Tagelöhnerhäuser von denen des Kleinbauern und diese wiederum vom stattlichen Hof eines wohlhabenden Bauern schon vom optischen Eindruck her abheben.
- <sup>49</sup> Hugger, Paul: *Volkskunde in der Schweiz seit dem Zweiten Weltkrieg. Zwischen Provinzialismus und Weltoffenheit*. In: *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde*, Bd. XLVIII/97, Wien 1994, 97–112, hier S. 97
- <sup>50</sup> Ders. S. 99.
- <sup>51</sup> Tschofen, Bernhard: *Die Entstehung der Alpen. Zur Tektonik des ethnographischen Beitrags*. In: Brednich, Rolf W. (Hg.): *Natur – Kultur: Volkskundliche Perspektiven auf Mensch und Umwelt*. 32. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Volkskunde in Halle 1999. Münster 2001, S. 167–176, hier S. 173.
- <sup>52</sup> Redfield, Robert: *Tepoztlán: A Mexican village. A Study in Folk Life*. Chicago 1930. Redfield, Robert: *The Little Community. Viewpoints for the Study of a Human Whole*. Chicago 1955.
- <sup>53</sup> Lewis, Oscar: *Life in an Mexican Village: Tepoztlán restudied*. Champaign 1951.
- <sup>54</sup> Moser, Johannes: *Gemeindeforschung in der Spätmoderne*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 98, 2002, S. 295–315.
- <sup>55</sup> Ders., S. 296.
- <sup>56</sup> Gyr, Ueli: Von Richard Weiss zu Arnold Niederer. Zwei alpine Forschungsexponenten im Vergleich. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 102, 2006, S. 231–250, hier S. 231.